

Das Psalmenbuch führte die Christenheit in die Übung des Gebetes ein; am Gebet der Liturgie, mit anderen Worten an den Psalmen, muß das Gebet aller Zeiten lernen und sich zurechtfinden, wenn es nicht in saftloses Gerede und Gefühlsduselei ausarten soll. Man braucht sich nur die geschmacklosen Tändeleien in den religiösen Gedichten Zinzendorfs oder die Verwässerung in Zschokkes Stunden der Andacht zu vergegenwärtigen, um einzusehen, daß ein Wegweiser und Lehrer auch für das Gebet nicht überflüssig ist. Auch die Art und Weise, wie man mit Gott reden soll, muß man von Gott lernen: vom Ewigen Wort im Vaterunser, vom Heiligen Geist in den Psalmen. Es gilt auch hier: Sie werden alle Lehrlinge Gottes sein, *Erunt omnes docibiles Dei*<sup>35</sup>!

---

<sup>35</sup> Joa. 6, 45.

## Der Geist des dritten Gebotes

Von Oda Schneider

**D**ie göttlichen Gebote vom Sinai gründen auf den unserer Natureinerschaffenen Gesetzen. Sie galten also ebenso für den unschuldigen Stand der erhobenen Natur, wie sie nun dem schuldvollen Stande der gefallenen Natur gelten. Dem Stande der gehobenen Natur genügte das Eingeschaffensein dieser Gesetze. Der Stand der gefallenen Natur bedurfte ihrer Formulierung, u. zw. einer solchen, die klar auf den Grad der Bedürftigkeit dieses Standes hinweist. Gerade bei der Betrachtung des dritten Gebotes kann dies in besonderer Weise deutlich werden.

Für den ursprünglichen Stand der erhobenen Natur bestand nicht die Gefahr einer Trübung der Gottbeziehung durch Knechtung unter die Last der Arbeit. „Arbeit“ in unserem Sinne gibt es ja erst, seitdem Gott zu Adam sprach: „Weil du der Stimme deines Weibes gehorcht und vom Baume gegessen hast, wovon ich gebot: ‚Du darfst davon nicht essen!‘, so ruhe der Fluch um deinetwillen auf dem Acker! In Mühsal sollst du dich dein Leben lang auf ihm ernähren. Dir soll er Dornen und Disteln tragen und doch mußt du das Kraut des Feldes essen. Im Schweiß deines Angesichtes wirst du dein Brot verzehren, bis du zur Erde zurückkehrst, wie du von ihr gekommen bist“ (Gen. 3, 17—19). Vorher brachte das erste Menschenpaar seine Tage in einer Weise zu, die weder unserem

Schaffen, noch unserem Rasten zu vergleichen ist; denn ihr Tun hatte nicht die Schwere unseres Schaffens und ihr Ruhen nicht die Leere unseres Rastens. Es wäre auch falsch, jene paradiesische Lebensweise einem dauernden Sonntag zu vergleichen; denn einmal fehlte ihr gewiß die Eintönigkeit, die mit diesem Vergleiche gegeben wäre, und zweitens besteht der Begriff unseres „Sonntags“ überhaupt nur in der Gegensatzstellung zu unserem „Werktag“. Zweifellos ist ja auch jenes vorsündliche, leidlose Leben in einem Rhythmus von Tätigkeit und Ruhe zu denken, wie er ja zutiefst der Natur, nicht nur der menschlichen, entspricht. Doch bedurfte er nicht der Regelung durch ein Gebot; er war sich selbst gemäß; er hatte die Fülle und Sicherheit des reinen Wandels vor Gottes Angesicht. Demgegenüber brachte die unentrinnbare Bindung an die Arbeit eine harte Veränderung mit sich. Diese Arbeit sollte Strafe sein. Aber, wo es nicht um letzte Verdammnis geht, kommt nie eine Strafe aus Gottes Hand, die nicht das Zeichen seines Erbarmens trüge und auch das Zeichen seiner Gewalt, aus dem Übel das Gute zu wirken. Solange die Kreatur sich nicht völlig entzieht, straft Gott immer zu sich hin und nicht von sich weg. Auch die Arbeit und, ehe das Leid seinen unvergleichlichen Adel durch Christus bekam, sie vor allem, war eine Strafe zu Gott hin. Sie gab Gelegenheit, büßend jene Unterwerfung zu üben, an der man es so verhängnisvoll hatte fehlen lassen. Aber sie war auch Zuflucht. Wie hätte der gefallene Mensch die ungewohnte Verhülltheit Gottes überhaupt ertragen können, ohne daß er sich selbst in die Arbeit hüllte; wie hätte er anders seine neue Leere füllen, wie das geschändete Instrument seines Seins auch nur zu einiger Harmonie zusammenstimmen können, ohne die Arbeit? Die Arbeit tat ihm wehe und wohl zugleich. Und da lauerte schon eine neue Gefahr: Solche Dinge sind es, denen wir am leichtesten mit Leidenschaft verfallen, Dinge, die uns wehe tun und wohl zugleich. Es war da überdies ein Funken ursprünglicher Freude in der Arbeit glimmend geblieben; denn auch diese strafweise Arbeit hatte noch eine ganz entfernte Urverwandtschaft mit göttlicher Schöpfungstätigkeit behalten; sie war nicht ohne Adel der Abkunft, sie entfaltete Kraft, die doch Anteilnahme war an göttlicher Kraft, und sie erreichte Ziele, die doch in der Richtung göttlicher Ziele liegen konnten. Je mehr sich dem Menschen die Erinnerung an die freie Fülle paradiesischen Lebens verwischte, desto besser nahm sich die Arbeit aus, desto leichter wurde es, sie mit einem Liede zu begleiten; wenn sie auch ihr Wehtun bis auf den heutigen Tag nicht verloren hat und es nie

verlieren wird. Gerade das „Glück“ der Arbeit aber wurde für Satan zum neuen Angriffspunkt. Durch die Erbschuld ist unser großes, ganz einfaches Glück in tausend Scherben zersprungen. Die glitzern nun da und dort in unserer Nacht. Wo aber der Böse ein solches Glitzern sieht, stürzt er sich elsternhaft darauf, um noch diesen letzten Himmelsglanz zu schänden. Denn nie gewinnt er so viel, als wenn es ihm gelingt, einen Wert, eine Kraft aus der Harmonie zu reißen, sie zu steigern, um sie gegen sich selbst zu kehren, sie dämonisch zu machen. So tut er es vor allem mit der Liebe; so tut er es aber auch mit der Arbeit. Gott hat die Menschen unter die Arbeit geknechtet, um des Lebens willen, des zeitlichen wie des ewigen; Satan stört um ein kleines das Maß und knechtet die Menschen in die Arbeit um ihrer selbst willen; er macht sie von der Arbeit besessen, von der selbstzuleistenden und noch mehr von der, die andere für sie leisten sollen. Die Arbeit gebiert nicht mehr Leben, sondern Tod: zeitlichen und ewigen. Arbeit, wie Gott sie will, führt durch alle Not besinnlich zur Helle empor. Arbeit, wie Satan sie will, wühlt sich besinnungslos ins Dunkel hinein; sie möchte die Menschheit zu einem Geschlecht von Maulwürfen machen, das sich in die Erde einwühlt und den Himmel völlig aus dem Blick verliert. Dieser Gefahr gegenüber ragt nun die erzene Säule des dritten Gebotes als ein Weiser empor; sie hebt ein Gesetz unserer Natur, das unter Trümmern verschüttet lag, heraus und stellt es klar und bindend vor unser Angesicht: „Du sollst den Feiertag heiligen.“

„Feiertag“ steht für das alte „Sabbat“ und beides bedeutet Ruhetag, bedeutet einen Tag des Feierns von jener Arbeit, die der Menschheit als Sündenfolge aufgelastet wurde. Darin gründet die negative Seite des Gebotes, das Nichtarbeiten, das Stillehalten. Dazu kommt als zweite, positive Forderung die Forderung nach Heiligung.

Arbeitsruhe und Heiligung sind keine wesensmäßig zusammengehörigen Begriffe. Es kann auch Ruhe sündhaft sein, es kann auch Arbeit heiligen. Es muß also hier um eine besondere Art von Ruhe gehen und um eine besondere Art von Heiligung, wenn die Beziehung der beiden aufeinander gegeben sein soll. Es muß eine Ruhe gefordert sein, die der Heiligung Raum gibt, und es muß eine Heiligung gemeint sein, die Ruhe voraussetzt. Was ist es nun für eine Art Ruhe, die der Heiligung Raum gibt? Es ist einmal eine Ruhe, die nicht in der Tätigkeit wurzelt, sondern auf rechte Arbeit folgt. Ein guter Feiertag kann nur die Blüte guter Werkstage sein. Es muß aber auch eine wache Ruhe sein, so wach, daß sie nicht eigentlich

Müßiggang darstellt, sondern fast etwas von Tätigkeit an sich hat. Es muß eine wartende Ruhe sein, die sich selbst nicht genug ist, sondern noch irgendwie ergänzt werden möchte. Es muß eine demütige Ruhe sein, die sich nicht aus eigener Machtbefugnis angemäßt fühlt, als hätte man ein Recht zu ruhen, sondern die sich als ein gütiges Zugeständnis, als ein Geschenk erkennt. — Und was ist es für eine Art von Heiligung, die eine solche Ruhe voraussetzt? — Heiligung ist immer gnadenhafte Berührung durch den Heiligen: Gott. Gute, d. h. gottbezogene Meinung kann unsere Arbeit heiligen, ja sogar unsere sittlich unbestimmten Tätigkeiten und Zustände, wie das Schlafen und Essen, das Spielen und Atmen. Dabei aber fällt die Begnadung nach Art des Mondlichtes in die Seele ein. Was vom Monde auf die Erde strahlt, ist auch Sonnenlicht, aber durch ein Mittel gesendet. Die Heiligung, die Gott für den Sonntag meint, ist eine unmittelbare, die geradewegs in unsere Seelen fließen möchte; das aber setzt unser Stillhalten, setzt unser waches, wartendes Ruhen voraus. Arbeit wäre ein Hindernis, weil sie ablenkt und zuschließt, was ja sonst, dem Bösen gegenüber, ihr großes Verdienst ist.

Gott hat es in der Gesetzgebung auf Sinai nicht bei einer knappen Formulierung des dritten Gebotes bewenden lassen, sondern er hat, in Berücksichtigung unserer erbsündlichen Schwierigkeiten, es mit Erläuterungen versehen, die auf den ersten Blick fast umständlich erscheinen, die aber doch in wirksamster Weise der gefährlichen Verkehrung des Gebotsinnes vorbeugen und für sein Verständnis überaus aufschlußreich sind. Der volle Gebotstext lautet: „Gedenke den Sabbattag zu heiligen! Sechs Tage arbeite und tue alle deine Werke; aber der siebente Tag ist dem Herrn, deinem Gott, zu Ehren ein Ruhetag. Tue kein Werk an ihm, nicht du, dein Sohn, deine Tochter, dein Knecht, deine Magd, dein Vieh und nicht der Gast in deinen Toren! Denn in sechs Tagen machte der Herr den Himmel und die Erde, das Meer und alles, was darin ist. Am siebenten Tage aber ruhte er. Darum segnete der Herr den siebenten Tag und heiligte ihn“ (Ex. 20, 8—11). Nächst dem ersten ist das dritte Gebot am ausführlichsten dargelegt. Es richtet sich zunächst nicht, wie alle anderen Gebote, an die einzelnen Seelen, sondern vor allem an die Oberhäupter der patriarchalischen Familien. Die sonst rechtmäßige Machtbefugnis des Oberhauptes, alle Untergebenen autoritativ zur Arbeit anzuhalten, wurde hier in diesem Punkte suspendiert, um die Gottunmittelbarkeit jeder einzelnen Menschenseele, und sei es die der geringsten Magd, unantastbar festzustellen. Wäre das

Gebot nicht so eindeutig formuliert worden, so hätte es ein solcher pater familias dahin ausdeuten können, daß er die Pflicht der Ruhe und Heiligung auf die eigene, würdevolle Person beschränkte, die anderen aber, als Geschöpfe zweiter Güte, zu seinem persönlichen Nutzen davon ausschloß. Gerade für diese Belasteten aber war ja das Gebot in besonderer Weise gemeint, gerade für die dem Wortsinne nach in Disteln und Dornen Gebeugten, in die Ackererde Gewühlten. Es wollte, als wahrhaft soziales Gebot, vor der Heiligung jeden Unterschied aufheben und nicht zulassen, daß die Macht eines Menschen den Mitmenschen hindere, an diesem Tage die Hände freizubekommen, um sie im Gebete falten zu können.

Auffallend ist es, daß Gott nicht nur die Kinder, Sklaven und Fremdlinge in Schutz nimmt, sondern sogar das Vieh. Dem Vieh sollte freilich die Ruhe nicht gewahrt werden, damit es seinerseits den Feiertag heiligen könne; aber die Heiligung des Menschen wäre unvollständig, wenn sie nicht auch das gezähmte Tier barmherzig an seiner Ruhe teilnehmen ließe. Es wäre ja der menschlichen Sinnesart nicht fremd gewesen, hier auf listige Weise das Gebot zu durchbrechen und etwa den Esel in der Sonnenglut das Schöpfrad drehen zu lassen, indes der Besitzer sich im Schatten des Hauses als treuer Hüter des Gesetzes fühlt und sich zugleich über dessen geschickte Umgehung freut.

Der ganze Adel und Reichtum des Gebotes aber kommt darin zum Ausdruck, daß Gott einen Vergleich zieht zwischen unserem Ruhetag und seinem eigenen Ruhen nach vollendeter Schöpfung. Um unserem Begreifen annähernd gemäß zu werden, spricht Gott hier, wie an vielen Stellen, von sich in menschlicher Sprache und er wendet menschliche Begriffswerte auf sich an. Wir wissen, daß Gott in Wahrheit nicht an sechs aufeinanderfolgenden Tagen schuf und am siebenten, darauffolgenden ausruhte. Denn bei Gott, dessen Sein im ewigen Jetzt gegründet ist, gibt es nicht die Unvollkommenheit des zeitlichen Nacheinander. Sein unteilbarer Seinsakt zerfällt nicht in Tätigkeit und Ruhe, sondern er umschließt zugleich höchste Tätigkeit und vollkommenste Ruhe. Der geschaffenen Natur ist entfernte Teilnahme sowohl an göttlicher Tätigkeit wie an göttlicher Ruhe eigen; doch fällt diese Teilnahme in einer Natur, die sich nur im Zeitlichen entfaltet, aus der Einheit in Ablöse auseinander. Und zwar scheint der Natur eine rhythmische Ablösung von Tätigkeit und Ruhe am gemäßesten zu sein. Diesem Rhythmus liegt, wie aus dem dritten Gebote klar hervorgeht, die Zahl Sieben zugrunde. Auch dies mag Spiegelung einer göttlichen

Vollkommenheit sein. Die Zahlensymbolik hat sich hier manches ausgedacht, ohne doch an das Geheimnis herankommen zu können. Wie sehr der Sieben-Tage-Rhythmus der menschlichen Natur angemessen ist, das zeigt sich am deutlichsten bei Versuchen, von ihm abzuweichen. Das Dekadensystem der französischen Revolution wurde sehr bald als unerträglich empfunden und die ununterbrochene Fünftagewoche des Sowjetkalenders scheint auch schon wieder in Rückbildung begriffen zu sein. Seit Ende 1931 tauchen Nachrichten über Einführung der Sechstagewoche auf, die wieder allen Staatsangehörigen am gleichen Tage Ruhe gewährt; überdies soll alle zwei Monate auch eine Sieben-Tage-Woche eingeschoben werden. Ist dieser Übergang zum Naturgemäßen noch nicht durchgeführt, so ist er offenbar auf dem Wege und sicher wird er allgemein, die Radikalsten ausgenommen, mit großer Befriedigung begrüßt werden, obwohl er die Arbeitstage vermehrt. Denn es ist dem Menschen nicht eine Ruhe wertvoll, die ihm wie ein Knochen hingeworfen wird, an dem er nun einsam in seinem Winkel nagen mag; sondern sein Verlangen geht nach einer besonderen Ruhe, nach einer Ruhe, die Raum für Heiligung hat und die jenem bestimmten Rhythmus folgt, den Gott der Natur einerschuf und den er im dritten Gebote meint.

Die Beziehung unseres Ruhetages auf das Ruhen der Gottheit selbst bedeutet aber auch, daß uns ein *freudiges* Ruhen zudedacht ist. Gottes Ruhen ist ja nicht traurige Ruhe der Ohnmacht, sondern seligste Ruhe der sich selbst genügenden Kraft. Sie ist das herrliche Gefäß des in sich selbst befriedeten dreieinigen Lebensglückes. Wenn nun der Herr von seiner Ruhe aus unseren Ruhetag segnet, so sprengt er damit das Gold seiner Freude in unser graues Alltagsgestein. Er nimmt uns das Joch ab, damit wir uns schütteln, uns ein wenig leicht fühlen können. Es kommt uns nicht so sehr eine erhabene Ruhe zu — das wäre Fälschung durch pharisäischen Geist —, sondern eher eine fröhliche, ähnlich der des Zugtieres, das auf der Straße einen recht müden Trott ging und dann auf der Weide, seiner Last ledig, doch wieder springt und wiehert. Ja, zu unserer Erhebung war es gemeint, aber zu unserer Erhebung durch Freude. Dank der genauen Formulierung des Gebotes war in ganz Israel auch der Ärmste von seinem Anteil daran nicht ausgeschlossen. — Es ist nun merkwürdig und grauenhaft zu beobachten, welche listigen Umwege Satan nehmen mußte, um das göttliche Geschenk doch wieder zu verderben. Da der Jude, gebunden durch das Gesetz, seinen Mitmenschen am Sabbat keine Arbeit auf-

zulasten vermochte, ließ er es sich bald angelegen sein, ihnen die Ruhe aufzulasten. Mit Hilfe pharisäischen Geistes konnte dem Satan dieses Kunststück gelingen und wir wissen aus dem Kampfe, den Jesus gegen den falschen Sabbatgeist geführt hat, zu welcher völliger Verkehrung göttlicher Absicht es da gekommen ist. Sinn des Gebotes ist es, die Hindernisse zur Heiligung wegzuräumen, der Heiligung selbst aber jenen freien Spielraum zu lassen, den sie als zartester innerer Vorgang braucht. Nun türmten die Pharisäer Gesetzesverschärfungen gleich Mauern auf, die eine wahre Heiligung erschwerten und alle Freude erstickten. Sie machten ihre gesetzumpanzerte Ruhe zu einer Sache an sich, zu einer finsternen, in sich geschlossenen Höhle, die nicht aufgetan ist gegen die Freude Gottes und seine Heiligung. Sie hatten das Gebot unter ihren harten Händen sterben lassen, so daß es seinen Geist aufgab, den Geist der Liebe; und den entseelten Leichnam hatten sie aufgeblasen zu einem vielarmigen Ungeheuer, das nun die Menschen an der Kehle würgte, statt sie frei und fröhlich zu machen. Was selbstverständlich ist, muß der Heiland als eine neue Lehre verkünden: „Der Sabbat ist des Menschen wegen gemacht und nicht der Mensch des Sabbats wegen“ (Mark. 2, 27). Welchen schweren Frevel diese satanische Verkehrung des dritten Gebotes aus einer Erhebung in eine Belastung des Menschen bedeutet, das ersehen wir daraus, daß Jesus an dieser Verkehrung seinen so selten gezeigten Zorn entzündete: „Da schaute er sie zürnend ringsum an, tieftraurig ob der Verhärtung ihrer Herzen“ (Mark. 3, 5). Wie um den neuen Wein in neue Schläuche zu füllen, überließ Jesus den an Pharisäergeist brüchig gewordenen Sabbat sich selbst und hob den Sonntag hervor, indem er ihn durch gewaltige Ereignisse seines Lebens ehrte: Sonntags stand er von den Toten auf, Sonntags sandte er den heiligen Geist. Der neue Wein, der in diese neuen Schläuche gegossen werden sollte, war, im Gegensatz zur verdorbenen pharisäischen, die erneute, dem Geist des dritten Gebotes entsprechende, christliche Sonntagsheiligung. Diese aber bedeutet wohl die höchste und erhabenste Heiligung des Ruhetages, die Geschöpfen im Pilgerstande überhaupt möglich ist.

Alttestamentlicher Kult hatte nur relativen Wert, den Wert des Vorbildes. Das Kostbarste, womit Gläubige damals ihren Sabbat füllen konnten, war sehnsüchtige Erwartung des Messias. Diese Hoffnungshaltung konnte, wenn sie rein und stark genug war, zweifellos persönliche Heiligung bewirken. Aber sie hatte das Unbestimmte der Dämmerung an sich

und war nicht an bestimmte äußere Zeichen zu binden. So kommt es, daß im A. T. die negativen Vorschriften genauer ausgeführt waren, als nun im N. T., während die positiven, trotz aller Ausgestaltung des Kultes, doch keine klar verpflichtete Form annahmen. Im A. T. liegt die Betonung auf der Ruhe als auf dem Vorbereitenden; im N. T. liegt sie auf der Heiligung als auf dem Vollendenden. Nur die Betonung: denn ebenso wie schon im A. T. Heiligung gefordert war, um der Ruhe ihren Sinn zu geben, ebenso bleibt auch heute noch die Forderung nach Ruhe als Vorbedingung für die Heiligung bestehen. Diese Verlagerung der Betonung aber ist Ursache, daß zum dritten Gebot Gottes noch das zweite Gebot der Kirche hinzukommen mußte: „Du sollst an Sonn- und Feiertagen die heilige Messe mit gebührender Andacht hören.“ Mit diesem Gebote wollte Gott durch den Mund seiner Kirche das zu Ende sprechen und krönen, was er auf Sinai nur grundgelegt hatte. Alles Licht, alle Kraft des Gebotes sammeln sich nun in diesem krönenden Teil. Das kommt auch in der Haltung der lehrenden Kirche so stark zum Ausdruck, daß es fast scheint, als behandelte sie den anderen Teil, das Arbeitsverbot, etwas stiefmütterlich. Es haftet ihm in seiner äußeren Fassung bei flüchtiger Betrachtung etwas beinahe Rückständiges und Unzureichendes an, so daß man meinen könnte, die kirchliche Gesetzgebung hätte hier etwas zu „modernisieren“. Tatsächlich sind auch heute nur solche Arbeiten verboten, die von Sklaven verrichtet wurden oder mit Körperkraft verrichtet werden müssen; ferner alle Gerichtshandlungen samt Marktwesen, die früher enge zusammenhingen. Das ganze Gebiet jener, auch körperlichen Tätigkeiten, die einst von Freien verrichtet wurden (etwa Jagd und Fischerei), ferner alles, was Körper und Geist zugleich beschäftigt und das Riesengebiet der geistigen Arbeit überhaupt, ob sie nun aus Liebhaberei oder um Erwerb betrieben wird, fallen nicht unter das Gebot. Es sind also vor allem jene Maßnahmen getroffen, die es verhindern sollen, daß abhängige Menschen kraft der ihnen überstellten Autorität rechtlich um ihren Ruhetag gebracht werden können. Und auch diese Bindung hat jeden Rest alttestamentlicher Starrheit verloren, so daß sie deutlich kenntlich wird als ein elastischer Rahmen, in dem sich die Freiheit des Gotteskindes von der Heiligung her entfalten soll. Überaus häufig sind Dispensen, und zwar nicht nur aus Gründen der Karitas und Pietas, die sich von selbst verstehen (hierher gehören etwa Krankenpflege oder Ausschmückung eines Gotteshauses), sondern auch aus Gründen der eigenen

oder fremden irdischen Notwendigkeit (hierher gehören die Arbeiten der Dienstboten, der landwirtschaftlichen Arbeiter etwa zur Erntezeit, Saisongeschäfte usw.). Überdies wird noch auf die gewohnheitsmäßige Übung je nach der Mannigfaltigkeit der Sitte in verschiedenen Gegenden weitgehend Rücksicht genommen (hierher gehört etwa das Offenhalten von Verkaufsläden am Sonntag, wie es namentlich in Rom dem fremden Besucher auffällt). Bei Zweifel, lehrt die Moralthologie, sind immer Übung und Gewohnheit maßgebend und man hat sich im Urteil auf die Seite des arbeitenden Menschen zu stellen. Diese leichte Handhabung des Gebotes bedeutet aber nun keineswegs, daß uns eine Verpflichtung abgenommen wurde, die für die Gläubigen des Alten Bundes bestand, so als wären wir weniger verantwortlich und brauchten das dritte Gebot nicht so ernst zu nehmen. Im Gegenteil, es bedeutet, daß wir aus eigener Verantwortlichkeit der Heiligung des Feiertages Raum geben müssen, ohne daß uns hier einzelne Vorschriften gängeln. Und mit Recht mutet uns Gott durch seine Kirche eine solche Reife und Selbständigkeit zu, da er inmitten unseres Feiertages ein Licht entzündet hat, das wohl geeignet ist, uns zu leiten und zu führen; das Licht der Erfüllung aller Prophetensehnsucht, das Licht des immerwährenden Opfers des Neuen Bundes, das heilige Meßopfer. Hier sind wir nun gebunden und mit Recht gebunden. Denn seitdem das Lamm in unserer Mitte geopfert ward und ewig geopfert wird, gibt es keine Heiligung mehr als in der Teilnahme oder, wenn man schuldlos an der leiblichen Teilnahme verhindert ist, so doch in der seelischen Hinwendung zu diesem Opfer. Woher sonst sollte unsere Heiligung erfließen? Sehnsüchtige Erwartung ist uns ja immer noch verblieben, solange wir nicht am Ziele sind. Aber gerade diese sehnsüchtige Erwartung wird uns, wenn sie echt ist, an die Stufen jenes Altares drängen, an dem sie nur mehr durch Schleier von ihrem Gegenstande getrennt ist und mit den Sinnen der Seele in der heiligen Kommunion selbst hinter diesen Schleier zu gelangen vermag. Das zweite Gebot der Kirche bindet nur insofern unter schwerer Sünde, als schon das dritte Gebot Gottes unter schwerer Sünde bindet. Es gibt nach wie vor nur das eine: Du sollst den Feiertag heiligen. Als Christ kann man ihn nur von Christus aus heiligen; es gibt keinen anderen Weg. Christus aber ist im allerheiligsten Sakramente des Altars zu finden, das allerheiligste Sakrament des Altars im heiligen Meßopfer. Wie der Gläubige des Alten Bundes seinen Sabbat durch Christus erwartung heiligte, so muß der Gläubige des Neuen

Bundes seinen Sonntag durch Christusvereinigung heiligen; wenn nicht in der leiblichen Kommunion, so doch in der geistigen. Das schuld-  
bare Versäumnis der heiligen Messe wird also nicht etwa deshalb als schwer  
sündhaft bezeichnet, weil die Kirche durch eine solche Sanktion einer ihrer  
Vorschriften mehr Nachdruck verleihen wollte, sondern deshalb, weil der  
Christ sich mit dem Versäumnis ausdrücklich der Erfüllung des schwer  
verpflichtenden dritten Gebotes Gottes entzieht. Die Rolle der Kirche ist  
hier, wie in so vielen Fällen, nur die Rolle der Mutter, die ihre schwachen,  
unverständigen Kinder mit sanftem Zwange an den Ort bringen will, an  
dem diese sich dann selbst, ist einmal der törichte Widerstand überwunden,  
am glücklichsten fühlen werden. Aus einem Mißverstehen heraus sieht man  
diese verpflichtende Bindung als Beeinträchtigung der Würde und Freiheit  
an, etwa in der Geisteshaltung: „Freiwillig täte ich es gerne; aber zwingen  
lasse ich mich nicht.“ Hierin aber steckt nicht nur ein Fehler des Willens,  
sondern auch ein Fehler des Verstandes; denn die Würde des Menschen  
steht höher, als daß sie durch Unterwerfung unter eine liebevolle Vor-  
schrift beeinträchtigt werden könnte. Hat es je der Würde eines Kindes  
geschadet, daß es sich den Geboten seiner Mutter unterwarf? Auf Wahr-  
nung der Freiheit nehmen immer Unfreie am meisten Bedacht. Die wahr-  
haft Freien machen sich keine Gedanken darüber. Es liegt auch nur an der  
verkehrten Einstellung des Menschen, daß er überhaupt so bevormundet  
werden muß. Sonst würde die Kirche statt „du sollst die heilige Messe  
hören“, sagen: „du darfst sie hören“, was den Wertverhältnissen viel besser  
entspräche. Die gesunden Kinder spüren ja das Gebot gar nicht. Es kann  
nicht als Zwang wirken, daß sie zum Besuch der Sonntagsmesse angehalten  
werden, wenn sie schon die ganze Woche danach hungern und ihr Alltag-  
werk sein schönstes Licht von dieser Gebotserfüllung erhält. Doch da sind  
die schwächlichen Kinder, die unsäglich mühevoll und geduldig herange-  
zogen werden müssen, die nicht freiwillig nach der Nahrung verlangen,  
derer sie doch zum Wachsen dringend bedürfen. Ein bißchen guter Wille  
ist manchmal da, ein bißchen Hunger auch und heimliche Sehnsucht, zu  
einem wirksamen Entschlusse aber reicht es nicht hin. Hier muß der  
Zwang einsetzen. Das Gebot ist klar gefaßt und gibt dem Schwachen  
Halt. Er versucht es und gehorcht ein paarmal aus ehrlichem Herzen. Die  
Gnade wirkt und er wird gestärkt. Die Seele kostet, wie süß der Herr ist,  
sie lernt es, sich an seinem Worte zu nähren, und empfindet den festen  
Rhythmus, der durch die Sonntagspflicht ins Leben kommt, ungemein

wohltuend. Sie verzehrt nicht mehr ihre Kraft in unfruchtbarem Kampf um den Entschluß, sondern sie weiß: so viel muß ich tun, wenn ich am Leben der Kirche teilhaben will. Sie ist von der Entscheidung entlastet und fühlt sich gerade in dieser Gegebenheit wunderbar frei für das Wesentliche: den freudigen Gehorsam. Zur Freude muß man vordringen, die darin liegt, daß man der Kirche in etwas gehorsam sein darf. Wenn sie nicht gebieten würde, käme man um diese Freude, um diesen Liebesbeweis. Denn auch hier geht es nur um die Liebe. Wenn ein elender Mensch unserer Hilfe bedürfte und wir überließen ihn seiner Not, um das Kirchengebot nach dem Buchstaben zu erfüllen, so sündigten wir, weil wir so lebten, als wäre Christus nicht gekommen, um uns aus der Knechtschaft zur Liebe zu erlösen: zur Liebe und zur Freude<sup>1</sup>.

Im Sabbat war Freude von seiten der Natur, nicht von seiten der Heiligung; denn die Heiligung durch Sehnsucht ist notwendig von Wehmut überschattet. Wo aber natürliche Lebensfreude aufklingen wollte, da sorgten die Pharisäer schon dafür, daß sie nicht in die Halme schieße. Ganz anders bei uns: Der natürlichen Freude ist bei Wahrung der Sittlichkeit volle Freiheit gelassen und sie wird wunderbar ergänzt und erhöht von seiten der Heiligung; denn wir haben ja zur Sehnsucht schon die Erfüllung dazu. Unser heiliges Meßopfer ist bei allem tiefen Ernst der zugrunde liegenden Wahrheit dennoch eine Freudenfeier, die Feier der vollzogenen Erlösung. Es wird immer mit der Heiligung zugleich ein Freudenglanz oder doch ein Trostschimmer von dieser Feier ausgehen. Es kommt nur darauf an, daß die Feier des Geheimnisses unserer Erlösung richtig in unser Leben, richtig in unseren Ruhetag hineingestellt wird. Die heilige Messe darf kein Fremdkörper in unserem Feiertag sein, sondern sie muß das Sternbild sein, das ihn regiert. Sie darf nicht wie zufällig in ihn hineingeraten, sondern sie muß sein Herzstück sein, organisch mit ihm verbunden. Darin liegt auch die Erklärung dafür, warum uns im übrigen, von der knechtlichen Arbeit ohne Not abgesehen, so weitgehend die Freiheit des Gotteskindes zugestanden ist: Vom Mittelpunkte, von der heiligen Messe aus, vollzieht sich die Heiligung und regelt sich das Maß des hierfür nötigen Feierns. Daraus ergibt sich im Rahmen des Erlaubten eine persönliche Lösung für jeden Einzelfall; nichts ist ja so persönlich, wie

---

<sup>1</sup> Vgl. der Verfasserin „Geist und Leben. Organische Darstellung der katholischen Lehre.“ Innsbruck 1931, S. 130 f.

Heiligung und Freude. Wo Pietismus und Puritanismus am Werke sind, dem sonntäglichen Menschen das Hinauswandern ins Freie, die sportliche Bewegung, das Musizieren, das fröhliche Lachen, leichte, erholende Beschäftigung der Hände usw. zu verwehren, da hebt immer wieder der vom Heiland offen verfluchte Pharisäismus sein Natternhaupt, jener Pharisäismus, der es verstanden hat, dem Volke die Sabbatruhe zu einer Last zu machen, weil er ihm die Arbeit an diesem Tage kraft göttlichen Gebotes nicht zur Last machen durfte. Im Sinne des Heilandes ist weder die äußere Gebärde des Ruhens noch die Summe der Andachtsübungen ausschlaggebend, und so steht es uns auch nicht zu, das Verhalten des Nächsten mit schalkhaften Augen zu betrachten. Sobald die großen Richtlinien des Gebotes eingehalten sind, kann das mehr oder minder Vollkommene nur vor dem innersten Forum entschieden werden und deshalb hat unsere Strenge und Gewissenhaftigkeit allein bei uns selbst einzusetzen; denn es geht ja hier um das ganz persönliche Raumgeben oder Sichverschließen der Heiligung gegenüber.

Eine der Grundursachen des heutigen Weltelends liegt gewiß darin, daß die Abgrenzung zwischen Werk- und Feiertag so sehr verwischt, die Spannung ihres Gegensatzes so sehr gelockert wurde. Macht denn nicht einerseits die Vergötzung der Arbeit den Sonntag zum Werktag und andererseits fesselloser Lebensgenuß den Werktag zum Sonntag? Hier ist die Dämonie der Arbeit ausgebrochen, in Arbeitswut, in Arbeitswahn, in Überwertung der Arbeit als einziger Sinngebung des Lebens — dort die Dämonie des Festefeierns im Jubeln und Tanzen über den Werktag hinweg, ohne Einhalt, ohne Atempause, als gäbe es jenes Gebot nicht, das sowohl die Arbeit des Werktages wie die Ruhe des Feiertages befiehlt. Es darf nicht nur als ein *post hoc*, es muß als ein *propter hoc* bezeichnet werden, wenn heute Unzählige gezwungen sind, auch die Sonn- und Feiertage mit Arbeit zu durchrasen, während andere Unzählige gezwungen sind, ihre Werktage feiernd zuzubringen, in einem Feiern, das nicht Raum hat für Heiligung und nicht für Freude. Satan allein freut sich daran. Satan aber wird eine Methode, die ihm solchen Erfolg einträgt, immer intensiver in Anwendung bringen, in gefährlichster Weise gerade bei solchen, die sich für rechtschaffen und gewissenhaft halten und sich im Gehorsam gegen Gott und die Kirche glauben. Es gehen da so kleine, unmerkliche Veränderungen vor und man ahnt nicht, daß man im Begriffe ist, mitzuwirken an der Grenzverwischung, an der unheilvollen Lockerung der

Spannung zwischen Sonntag und Werktag. Man gibt nur dem Zuge ein wenig nach, man läßt sich von der allgemeinen Unrast ergreifen und ist schon dabei, seinen Sonntag wie selbstverständlich durchzuarbeiten, zwar mit erlaubter Arbeit, aber doch der Heiligung entgegen. Da müßte man sich notwendig fragen, ob nicht bloße Geschäftigkeit dahinter stecke oder kalte Gleichgültigkeit gegen das göttliche Gebot. Man müßte prüfen, ob man nicht in die Treibriemen jener satanischen Maschine geraten ist, der es vor allem darum zu tun ist, einem den Geschmack an einer echten Feiertage, besinnlich und still bis auf den Grund der Seele hinab, gründlich und auf immer zu nehmen. Müssen wir uns gestehen, daß uns wirklich die Unfähigkeit zu ruhen, auch wenn wir die Möglichkeit dazu hätten, zu diesem und jenem treibt und unseren Sonntag schließlich unserem Werktag immer ähnlicher macht, dann halten wir uns doch mit beiden Händen fest, ehe wir ganz verarmt sind; leisten wir der Versuchung Widerstand, denn es ist Versuchung, die hier am Werke ist, und in ihrer scheinbaren Harmlosigkeit eine sehr gefährliche. Überzeugen wir uns doch, ob uns das Weihegemach der „Sammlung“ überhaupt noch zugänglich ist. Die bedenkliche Parole vom „Sich-zerstreuen-Müssen“ wird mit leidenschaftlicher Gedankenlosigkeit meist von solchen Menschen aufgegriffen, bei denen es überhaupt nichts Zerstreubares mehr gibt, weil sie nie etwas sammelten und das wenige, das sie hatten, längst in alle Winde verzettelten. — Helfen wir uns auch mit kleinen äußeren Grenzmarken zwischen Sonntag und Werktag. Die strenge Scheidung im Gewand wird nur mehr in bäuerlicher Sitte bewahrt. Sonst ist es ja leider üblich geworden, sich an jedem beliebigen Tage so elegant wie nur möglich zu kleiden. Solche Außerlichkeiten als Ausdruck innerer Wandlung ins Gleichgültige sind durchaus nicht bedeutungslos und wir sollten daran denken, wenigstens die Nuancen festzuhalten und zu vertiefen, die uns noch geblieben sind. Wie viel Farblosigkeit wird dem Leben auch durch steigende Eintönigkeit genommen! Jeder einzelne, der in seinen Gewohnheiten die Würde des Sonntags so viel wie möglich betont, arbeitet mit am letzten Schutzwall gegen das Einbrechen der Gottlosigkeit, des Kommunismus. Strenge Selbstprüfung ist auch darüber anzustellen, ob man in seinem Einflußkreise, sei es Amt, Geschäft oder Haushalt, das Recht des Nächsten auf Sonntagsruhe nach Möglichkeit berücksichtige; ob man nicht ohne Not Hindernisse gegen die Heiligung auftürme und dadurch fremde Sünde auf sich lade. Ertappt man sich dabei, daß man es im Grunde für gleichgültig erachtet, ob eine Hausge-

hilfin oder ein Schreibfräulein den Sonntag oder einen Werktag freibekommt, so hat man seinen Katholizismus schon verraten und ist im Zuge, jenes Tor weit aufzureißen, das über den Liberalismus zum Kommunismus führt. Wir sind durchaus nicht freier von Verantwortung als jene Patriarchen, an die sich das Gebot so dringlich wandte. Die Machtbefugnis eines Menschen über den anderen ist wohl viel geringer geworden, aber es ist noch genug davon übrig geblieben, um schweren Mißbrauch zu ermöglichen. Die Anhörung eines feierlichen Hochamtes wird einer Hausfrau wenig Segen bringen, wenn sie nicht dafür Sorge trug, daß ihre Hausgehilfin auch zur Messe gehen konnte, ohne geradezu heroisch zu sein; d. h. ohne im Winter um fünf Uhr morgens aufstehen zu müssen, nachdem sie vielleicht wegen einer Samstagabend-Gesellschaft erst nach Mitternacht zu Bett kommen konnte. Wehe, wenn man sich über die Größe solcher Verantwortung hinwegtäuscht! Wo die Komplizierung der eigenen Bedürfnisse und der gesellschaftlichen Verpflichtungen überhandnimmt, muß sie um des göttlichen Gebotes willen wieder vereinfacht werden. Hier läßt sich so manche überflüssige Last abschütteln, wenn wir es auch leider zur gelassenen Genügsamkeit des Orientalen nie bringen werden.

Ist nun die Einhaltung der Sonntagspflichten nachgeprüft, so möge auch die Qualität der sogenannten „Sonntagsvergnügen“ ein wenig kritisch betrachtet werden. — „Freude“, es wurde schon mehrmals betont, gehört zum Begriff des Sonntags so gut wie „Heiligung“. Es wäre anmaßend, wenn wir Menschen uns nur „erhabene“ Freuden zugestehen würden. Nein; sie dürfen schon etwas billig und kindisch, sie dürfen auch läppisch und täppisch sein. Ich weise zurück auf den Vergleich mit dem Esel, dem sein Joch abgenommen wurde. Seine Freude, die sich in tollen Sprüngen äußert, ist keine erhabene, aber es ist eine e c h t e Freude und hier setzt die Forderung für uns ein. Unsere Welt schrillt in alle Not hinein ihre Lustfanfaren und echte Freude ist so unglaublich wenig in ihrem Gefolge. Wir aber, die auch unsere Freude, und gerade sie, am Herzstück unseres Feiertages, an der heiligen Messe, entzünden sollen, dürfen uns selbst im Profanen mit keiner anderen als mit echter Freude zufrieden geben. In ihrer Freudenjagd sind die Menschen zu gierig und zu genügsam zugleich. Sie wollen nicht warten, nicht wägen, nicht im geringsten verzichten; dann sind sie aber auch mit irgend einem wertlosen Abglanz der Freude zufrieden. Einem Katholiken ist es erlaubt, sehr einfältig zu sein, aber es ist

ihm doch nicht erlaubt, gedankenlos zu sein. Er darf nicht die Freuden ohne weiteres mitmachen, wie die Welt sie diktiert, er darf sich nicht vom Wirbel erfassen lassen, sondern muß immer wieder einhalten und sich fragen: „Macht mir denn das wirklich Freude? Freude von jenem Licht aus gesehen, das meinen Sonntag erhellt?“ All diese Massenveranstaltungen, Blendwerke und Aufmachungen können auf die Dauer nicht echte Freude wecken; von den sittenverderbenden Vergnügungen ganz zu schweigen. Die Frage geht weiter: „Macht es mir nicht Freude, warum nehme ich daran teil?“ . . . Aus Trägheit? Die ist Sünde! Aus Genügsamkeit? Die ist ebenfalls Sünde! Gott hat mich zur Teilnahme an seiner ewigen Freude bestimmt; gerade hier also darf ich nicht genügsam sein. Oder ist es „horror vacui“, der mich den lärmenden Vergnügungen zutreibt? Fürchte ich in der Stille daheim das Grauen vor meiner eigenen Leere? Dieser Fall mag oft genug vorkommen und er ist an sich nicht so bedenklich. Weder die Leere, noch das Grauen vor ihr sind tragisch zu nehmen. Das Unheil liegt nur in der verkehrten Maßnahme, die dagegen getroffen wird. Versenkt man ein leeres Gefäß in einen Sumpf, so wird es voll Fäulnis werden; hält man es in einen frischen Quell, so wird es voll Klarheit werden. Weiß ich um meine Leerheit, so muß ich sehen, zur rechten Fülle zu kommen und muß das Widerstreben gegen den reinen Quell, als sei er im Vergleich zu jenem Sumpfe fade und reizlos, als das erkennen, was es ist: als Arbeit des Teufels. Am besten ist es wohl, in die freie Natur hinauszugehen und seine Leere aufzutun nach all der Größe und Schönheit zwischen Himmel und Erde. Ein Sonntag im Freien, allein oder mit Gleichgesinnten, ist am leichtesten ein guter, ruhevoller Sonntag, auch wenn man sich tüchtig müdegetrieben hat. Oder man bietet seiner Leerheit eine gute Predigt dar, man liest ein rechtes Buch, man sitzt gar ein Stündlein ganz still und wach zugleich und versucht, ob man nicht so die Fülle findet und die Freude mit ihr. Nicht einmal so sehr aus Frömmigkeit nimmt man dieses kühnste Wagestück vor, schon gar nicht aus geistigem Hochmut, weil man alles etwa nur von sich selbst erwartete — da wäre man ja wieder beim Pharisäertum angelangt —, sondern man tut es nur, um doch die echte Sonntagsfreude zu finden, die Freude, in der sich ganz fern und leis die Freude der Ruhe Gottes spiegelt vom siebenten Schöpfungstag. Das allein ist echte Freude. Dann wird es uns nicht mehr geschehen, zu wünschen, der Sonntag wäre vorbei; denn er sei doch der anspruchsvollste, verdrießlichste und kostspieligste aller Tage.

Wir leben in einer Welt, die aus dem Siebentakt gekommen ist. Wir haben es nicht mehr so leicht wie mittelalterliches Christentum, dessen Sonntag festgegründet stand wie ein massiger Turm mit einem lieblich durchgeisteten Seelengärtlein gleich dicht nebenbei. Es könnte uns manchmal scheinen, als sei die Welt dem dritten Gebote davongelaufen und als gälte es nicht mehr. Davongelaufen ist sie wohl; daran aber siecht sie nun dahin und es ist keiner unter uns, der nicht in Mitleidenschaft gezogen wäre. Das dritte Gebot aber galt und gilt in Ewigkeit. Es steht gewaltig wie ein Leuchtturm in der wilden Brandung und es wäre unser Heil, wenn wir seinem Blinken folgen wollten; denn es zeigt den Rettungsweg aus jenen beiden grausamen Satanspranken, die unsere Zeit zu Tode würgen möchten: Vergötzung der Arbeit und Vergötzung des Genießens. Jedes kleine Menschenleben, das den heiligen Sieben-Tage-Rhythmus in seinem Bereiche nach Möglichkeit einhält, wirkt wohltuend auf seine eigene Natur und auf seine ganze Umgebung, die dadurch auch in rechten Takt gerät.

Gott gab die Gebote auf Sinai nicht um seinetwillen, sondern um unse-  
retwillen. Jedes einzelne von ihnen ist mit höchster Präzision unserer  
Natur angepaßt, die keiner so kennt wie der Schöpfer. Jedes einzelne von  
ihnen trägt das Siegel des Geistes Gottes, das Siegel der Liebe. Gerade am  
dritten Gebot leuchtet dieses Siegel besonders strahlend auf; deshalb dürfte  
es nicht sein, daß ihm selbst gläubige Menschen fremd und verständnislos  
gegenüberstehen. Sie müßten damit beginnen, neue Ehrfurcht in sich auf-  
zuwecken, Ehrfurcht vor der Gewalt und Tiefe des Gebotes, das als ein  
unverrückbarer Vers in der Urkunde jenes Gesetzes steht, dessen Dauer  
Jesus selbst ausdrücklich verkündet hat: „Wahrlich ich sage euch, bis Him-  
mel und Erde vergehen, wird kein Jota und kein Strichlein vom Gesetze  
vergehen“ (Matth. 5, 18).